

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 72 (1968)
Heft: 5

Artikel: Polarität und Einheit : in der Dichtung
Autor: Stucki, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-317363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Polarität und Einheit

II. IN DER DICHTUNG

Liebe Freundin,

Dein von tiefem Verständnis zeugendes Echo auf meinen Dezemberbrief ermutigt mich, weitere Schätze aus meiner Polaritäts-Truhe hervorzuziehen. Schließlich ist es der Gewinn unseres Lebens, daß wir Menschenherzen bewegt haben, daß, wie Du sagst, wir ihnen «Sicherheitsgriffe geben, an denen sie sich vorwärts und aufwärts bewegen können». Ich freue mich, daß Du dem *Beryll*, des Cusanus großartigem Symbol, Dein Vertrauen schenkst, daß Du an seine Kraft glaubst, «die goldene Mitte zu erleuchten, indem sich die von den Gegensätzen zurückgeworfenen Strahlen im Zentrum brechen».

Schön ist Dein Bekenntnis, daß wir getrost weiter schreiten dürfen, weil sich die Kraft in der Auseinandersetzung mit dem Gegenpol mehrt und steigert. Hast Du übrigens in dem prächtigen Gedenkaufsatze zu Adalbert Stifters 100. Todestage, den Charlotte König im «Bund» vom 28. Januar veröffentlicht hat, die Stelle auch unterstrichen: «*Die Spannung zwischen zwei Wirklichkeiten, einer äußern des Alltags und einer innern der Kunst, ist nur eine der vielen Formen des großen Widerspruchs, durch den wir sind, Gegensätze sind die natürliche Menschenverfassung, wie sie auch die Schöpfungserscheinungen bestimmen. Das Licht ist durch das Dunkel.*» Mit dem Beryll auf der Nase, mit des Cusanus wunderbar geschliffenen Gläsern macht man eben Entdeckungen, die dem unbewaffneten Auge leicht entschlüpfen. Darum freue ich mich so, daß Du schreibst, Du wollest Deine Optik auf den Beryll einstellen.

Heute möchte ich ein wenig von der

Doppelmelodie in der Dichtung

plaudern. Ich fange bei

Goethe

an, von dem sein Biograph Viétor sagt: «*Wollte man aus den Begriffen, mit denen Goethe sich die Vorgänge des Lebens verständlich zu machen sucht, einen herausheben als fundamentalsten und wichtigsten, so könnte das nur der Begriff der Polarität sein.*» Und zwar handelt es sich bei ihm wie bei Cusanus, bei Guardini und Sganzini, nicht um einen Antagonismus feindseliger, ausschließender Art, wie bei der logischen Antithese, wo nur eine von beiden Aussagen gelten kann, sondern um eine ergänzende Wechselbeziehung zwischen Wirkung und Gegenwirkung, einen Gegensatz, der aus sich ein Gleichgewicht herzustellen sucht. Du verstehst: dieses Gleichgewicht, das ist die coincidentia oppositorum des Cusanus.

Wie sagt Stephan George: «*Die alte Bahn führt nicht zum Ziel. Eins-zwei schlug fehl. Nun laß uns noch ein Drittes sehn.*» — Ist es

verwegen, wenn ich dieses Dritte, den Zusammenfall der Gegensätze, wie er uns bei Goethe immer wieder entgegentritt, als den Beryll bezeichne? Sonst höre: «Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, dies ist die ewige Systole und Diastole, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.» So tönt es ja auch in dem kleinen Dir so wohlvertrauten Gedicht:

«Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen.
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt
Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt.»

An diese Verse mußte ich denken, als neulich am Radio ein Gedicht eines der kürzlich verurteilten russischen Dichter vorgelesen wurde, in dem es wohl zum Ein-, nicht aber zum Ausatmen kam. Man spürte an dem verhaltenen, verklemmten Atem die furchtbare Qual der Unfreiheit, des gestörten Lebensrhythmus.

An anderer Stelle sagt Goethe:

«Die endliche Ruhe wird nur verspürt
Sobald der Pol den Pol berührt.»

Auch die alte Antinomie, der Gegensatz zwischen Natur und Kunst wird von Goethe zur Synthese, zum Einklang gebracht:

«Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehn
und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
und beide scheinen gleich mich anzuziehen.
Es gibt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemessnen Stunden
mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.»

Und zu der den Erzieher immer neu beunruhigenden Antinomie zwischen Freiheit und Bindung sagt er:

«So ist's mit aller Bindung auch beschaffen;
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reinen Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann die Freiheit geben.»

Der Einklang aber, die Bejahung des Gesetzes, der dritte Weg, sie fordern Anstrengung, redliches Bemühen, unentwegte Arbeit an sich selber. «Diese beiden Welten gegeneinander zu bewegen, ihre beiderseitigen Eigenschaften in der vorübergehenden Lebenserscheinung zu manifestieren, das ist die höchste Gestalt, wozu sich der Mensch auszubilden hat.» (Goethe.)

Iphigenie, die wahrhaft geeinte Zwienatur, und darum die Verkörperung des Humanitätsideals, bekennt: «Und folgsam fühlt ich immer meine Seele am schönsten frei.»

Die Zweiseelenhaftigkeit Goethes spricht aus der vielzitierten Strophe des Faust:

«*Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.*»

Liegt nicht auch in den prachtvollen Versen aus der «Zueignung» «*Warum sucht ich den Weg so sehn suchts voll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?*» ein tiefes Sehnen nach Überbrückung der Kluft zwischen Einzelmensch und Gemeinschaft?

Die Gegensätze in Goethes eigener Zwienatur sind auseinandergelegt in Faust und Mephisto, in Egmont und Alba, in Tasso und Antonio. — Liebes, Du weißt, daß die Auseinandersetzung Goethes mit dem Prinzip der Polarität Gegenstand einer eigenen Studie, einer Dissertation, ja eines umfangreichen Buches sein könnte. Meine bescheidenen Hinweise in einem weitgesteckten Rahmen möchten nur zeigen, daß der Größte unter den Großen unserer Literatur vom Beryll angestrahlt war, daß der Zusammenfall der Gegensätze ihm Lebensaufgabe bedeutete.

Und nun sprechen wir von dem Dichter, den die heutige Literatengeneration zu den Gestrigen, den Überwundenen zählt, der mir aber während eines langen Lebens und bis ins hohe Alter hinein Wegkamerad geblieben ist:

Hermann Hesse

Er hat uns auch im Alter noch mancherlei zu sagen. Seine Weisheit lautet: «*Je steifer unsere Gelenke werden, desto mehr bedürfen wir einer elastischen bipolaren Denkart.*» Und am Schluß der reizvollen Novelle «*Der Kurgast*» setzt er sich direkt mit seinem lebenslangen Bemühen um Einklang auseinander. «*Wäre ich Musiker, so könnte ich ohne Schwierigkeiten eine zweistimmige Melodie schreiben, eine Melodie, welche aus zwei Linien besteht, aus zwei Ton- und Nebenreihen, die einander entsprechen, einander ergänzen, einander bekämpfen, einander bändigen, jedenfalls aber in jedem Augenblick, auf jedem Punkt der Reihe in der innigsten lebendigsten Beziehung stehen. Und jeder, der Noten zu lesen versteht, könnte meine Doppelmelodie ablesen, sähe und hörte in jedem Ton stets den Gegenton, den Bruder, den Feind, den Antipoden. Und eben dies, diese Zweistimmigkeit und ewig schreitende Antithese, diese Doppellinie möchte ich in meinem Material, mit Worten, zum Ausdruck bringen und arbeite mich wund daran, und es geht nicht. Ich versuche es stets von neuem, und wenn irgend etwas meinen Arbeiten Spannung und Druck verleiht, so ist es einzig dies intensive Bemühen um etwas Unmögliches, dieses wilde Kämpfen um etwas Nicht-Erreichbares. Denn einzig darin besteht für mich das Leben, im Fluktuieren zwischen zwei Polen, im Hin und Her zwischen den*

beiden Grundpfeilern der Welt. Beständig möchte ich mit Entzücken auf die selige Buntheit der Welt hinweisen und ebenso beständig daran erinnern, daß dieser Buntheit eine Einheit zugrunde liegt. Die beiden Pole des Lebens zueinander zu biegen, die Zweistimmigkeit der Lebensmelodie niederzuschreiben, wird mir nie gelingen. Dennoch werde ich dem dunklen Befehl in meinem Innern folgen und werde immer und immer wieder den Versuch unternehmen müssen. Dies ist die Feder, die mein Uhrlein treibt.»

Die Spannung zwischen den Polen zum Einklang zu bringen ist Goethe, dem Klassiker, zuweilen gelungen. Für Hesse, den Romantiker, bleibt sie unendliches Bemühen. Weil er aber die Spannung fruchtbar gemacht, ihr Gestalt verliehen hat, darum bleibt er uns nahe als Bruder, als Freund, nicht selten auch als Antipode. Die Feder, die mein Uhrlein treibt! Wie jämmerlich, wenn diese Feder einmal springt, wenn es keine Spannung mehr gibt, kein Fluktuieren zwischen zwei Polen! An meinem 60. Geburtstag haben die Schülerinnen zwei Schälchen auf den Tisch gestellt, eines mit Teig, das andere mit Rahm: These und Antithese. In der Mitte zwischen den beiden thronte eine schöne Torte mit der Anschrift Synthese. War das nicht ein vergnüglicher Beweis dafür, daß die Mädchen die Feder entdeckt hatten, die das Uhrlein ihrer Lehrerin treibt?

Doch zurück zu Hesse.

Ich möchte nicht näher auf «*Narziß und Goldmund*» eingehen, trotzdem dort der Gegensatz zwischen dem Künstler und dem Denker, zwischen Leben und Geist in unvergleichlicher Weise gestaltet ist. Nur eine bezeichnende Stelle: «*Die Naturen von deiner Art, sagt Narziß zu Goldmund, die mit den starken und zarten Sinnen, die Beselten, die Träumer, Dichter, Liebenden sind uns andern, uns Geistesmenschen, beinahe immer überlegen. Ihr lebet im Vollen, euch ist die Kraft der Liebe und des Erlebenkönnens gegeben. Wir Geistigen leben nicht im Vollen, wir leben in der Dürre. Eure Heimat ist die Erde, unsere die Idee. Eure Gefahr ist das Ertrinken in der Sinnenwelt, unsere das Ersticken im luftleeren Raum.*

Hier ist schon auf die Gefahren jeder Vereinseitigung eines der Pole hingewiesen, ein Problem, dem Guardini und auch Sganzini bis ins Feinste nachgehen und das uns später noch beschäftigen wird.

Es ist bezeichnend für Hesse, daß der *Demian*, die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend, mit dem Kapitel anhebt:

Zwei Welten

«*Die eine Welt war das Vaterhaus, aber sie war sogar noch enger, sie umfaßte eigentlich nur meine Eltern. Diese Welt war mir großenteils wohlbekannt, sie hieß Mutter und Vater, sie hieß Liebe und Strenge, Vorbild und Schule. Zu dieser Welt gehörte milder Glanz, Klarheit und Sauberkeit, hier waren sanfte freundliche Reden, gewaschene Hände, reine Kleider, gute Sitten daheim. Hier wurde der Morgenchoral gesungen, hier wurde Weihnacht gefeiert.*

Dieser Welt friedlicher Geborgenheit stellt der Dichter jene andere gegenüber: «Die Welt der Dienstmägde und Handwerksburschen, der Geistergeschichten und Skandalgerüchte, der Betrunkenen und keifenden Weiber, der Einbrüche, Totschläge, Selbstmorde.» Bezeichnend für Hesse, für seine Bejahung des Gegensatzes: «Es war wunderbar, daß es hier bei uns Frieden, Ordnung und Ruhe gab, Pflicht und gutes Gewissen, Verzeihung und Liebe — und wunderbar, daß es auch das andere gab, all das Laute und Grelle, Düstere und Gewaltsame, dem man doch mit einem Sprung zur Mutter entfliehen konnte.»

Wie dieses Düstere und Gewaltsame in Gestalt des Franz Kromer sich seiner bemächtigt, da ist er zwar von schweren Gewissensbissen geplagt und findet den Weg zum Geständnis nicht, und doch gibt das Geheimnis seiner Schuld ihm auch einen gewissen Genuß: «Dabei funkelte ein sonderbar neues Gefühl in mir auf, ein böses und schneidendes Gefühl voll Widerhaken: ich fühlte mich meinem Vater überlegen! Ich fühlte einen Augenblick lang eine gewisse Verachtung für seine Unwissenheit, sein Schelten über die nassen Stiefel schien mir kleinlich.» Und weiter: «Es war ein erster Riß in die Heiligkeit des Vaters, es war ein erster Schnitt in die Pfeiler, auf denen mein Kinderleben geruht hatte.»

Die beiden Welten kämpfen um die Seele des jungen Menschen. Der überlegene Freund Demian bringt ihm zum Bewußtsein, daß sein Problem ein Problem aller Menschen, ein Problem alles Lebens und Denkens sei. «Da überflog mich plötzlich wie ein heiliger Schatten, und Angst und Ehrfurcht kam über mich, als ich sah und fühlte, wie tief mein eigenstes persönliches Leben und Meinen am ewigen Strom der großen Ideen teilhatte. Die Einsicht war nicht freudig. Sie war hart und schmeckte rauh, weil ein Klang von Verantwortlichkeit in ihr lag, von Nichtmehrkindseindürfen, von Alleinstehen.»

Unter dem Einfluß seines Freundes und dessen Mutter findet Sinclair, der lange Zeit den dunkeln Mächten verfallen war, so etwas wie einen vorübergehenden Einklang, der nicht Rückkehr in die Geborgenheit des Vaterhauses ist, sondern Bereitschaft, den eigenen Weg zu gehen. Der Einbruch des Weltkrieges, mit dem der Roman abschließt, wirkt wenig befriedigend, wie ja die meisten Erzählungen Hesses nicht mit einer harmonischen Zweistimmigkeit der Lebensmelodie, sondern mit einer jähnen Dissonanz enden. — Das gilt auch für das herrliche Alterswerk

Das Glasperlenspiel

von dem hier eingehender die Rede sein soll. Hesse hat, nebenbei gesagt, den Cusanus mehrfach zitiert und als einen der Vorväter des Glasperlenspiels bezeichnet. Aus der inhalts schweren Einführung hebe ich nur heraus, was für unser Thema, das Wesen der Antinomie, bedeutungsvoll ist. Dazu gehören die wiederholten Hinweise auf China, das vielleicht mit den Begriffen Jin und Jang und der

ergreifenden Synthese im Tao als Heimat unserer Gegensatztheorie betrachtet werden darf. Hesse zitiert: «*Die Ursprünge der Musik liegen weit zurück. Sie entsteht aus dem Maß und wurzelt in dem großen Einen. Das große Eine erzeugt die zwei Pole; die zwei Pole erzeugen die Kraft des Dunkeln und des Lichten.*» — Die Musik beruht auf der Harmonie zwischen Himmel und Erde, auf der Übereinstimmung des Trüben und des Lichten.

Im Glasperlenspiel wird nun die *Unio mystica*, die Vereinigung von Wissenschaft und Kunst, die Harmonie zwischen dem Lichten und dem Dunkel, zwischen Himmel und Erde erstrebt. Wichtig scheint mir, daß in dieser gewaltigen Synthese, in der Vereinigung, immer wieder das von Hesse so sehr geliebte Wort *heiter* erscheint.

«*Die Gebärde der klassischen Musik bedeutet: Wissen um die Tragik des Menschentums, Bejahren des Menschengeschicks, Tapferkeit, Heiterkeit!*»

Auch im Glasperlenspiel geht es, wie im Demian, um zwei Welten, aber nicht um die Welt der geordneten Bürgerlichkeit, die Welt des schlechthin Guten einerseits und die Welt des triebhaft Chaotischen andererseits, sondern um eine bewußt von höchster Warte aus aufgebaute *Geisteswelt*, um *Kastalien*, das im schroffsten Gegensatz steht zum «feuilletonistischen Zeitalter». Das «*feuilletonistische Zeitalter*» mit seiner Selbstaufgabe des Geistes, seiner «*Sintflut von vereinzelten, ihres Sinnes beraubten Bildungswerken und Wissensbruchstücken*», seiner «*grauenhaften Entwertung des Wortes*» rief einer heroisch-asketischen Gegenbewegung. «*Vom ältesten China bis zu den Sagen der Griechen spielt der Gedanke von einem idealen himmlischen Leben unter der Hegemonie der Musik ihre Rolle.*»

Unter der Vorherrschaft der Musik stehen die Eliteschulen Kastaliens, stehen die an Goethes pädagogische Provinz erinnernden Bildungsstätten, in welche *Joseph Knecht*, der Träger der Handlung, aus innerer Berufung eintritt. «*Knecht gehört zu den Glücklichen*», sagt Hesse, «*welche recht eigentlich für Kastalien, für den Orden und für den Dienst in der Erziehungsbehörde geboren und vorbestimmt scheinen.*» Es geht hier nicht darum, den Aufstieg Knechts bis zur höchste Würde, die der Orden zu vergeben hat, zum Magister Ludi, dem Meister des Glasperlenspiels, zu skizzieren. Hesse legt viel Gewicht auf diesen Lebenslauf, finden wir doch — in doppelter Fassung — nochmals in seiner Prosa aus dem Nachlaß. Was uns hier interessiert, ist das Kapitel «*Die beiden Pole*» am Schluß des ersten Bandes. Nachdem der Meister auf der Höhe seines Amtes sein Jahresspiel als Chinesenhausspiel zelebriert hat, «*Ruhe, Kraft und Würde ausstrahlend*», eine hohe Feier, die Tausende mit ehrfürchtigem Schauer miterlebten, da faßte er sein Erlebnis zusammen: «*Wir können zufrieden sein, Kastalien und das Glasperlenspiel sind wunderbare Dinge, etwas nahezu Vollkommenes sind sie. Nur sind sie es vielleicht allzusehr, sind allzu schön,*

sie sind so schön, daß man sie kaum betrachten kann, ohne für sie zu fürchten.»

Das ist Hermann Hesse:

«*Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen
Er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt,
So droht erschlaffen.
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise
Mag lähmender Gewöhnung sich entraffen.»*

Und nun unternimmt es der Dichter, sich dem heikelsten und geheimnisvollsten Teil seiner Aufgabe zuzuwenden: Er will die Zweite oder Polarität in des verehrten Meisters Leben aufzeigen. «*Vielelleicht wird es unsere Aufgabe sein, von jetzt an diese Spaltung oder besser diese unaufhörlich pulsierende Polarität in Knechts Seele als das Eigentliche und Kennzeichnende im Wesen des Verehrten anzunehmen und zu bejahen!»*

Auf dem *Bejahren* liegt der Akzent. Schon in den Knaben- und Schülerjahren erlebte er etwas von der Macht der nicht kastalischen Welt. «*Es gab draußen hinter den Grenzen der Provinz eine Welt und ein Menschenleben, welche zu Kastalien und seinen Gesetzen im Widerspruch standen, welche nicht in der hiesigen Ordnung und Rechnung aufgingen und von ihr nicht zu bändigen und zu sublimieren waren. Und natürlich kannte er das Vorhandensein dieser Welt auch in seinem eigenen Herzen.»*

Wir hören die Doppelmelodie: Geist und Leben, Trieb und Zucht, Fülle und Form, Freiheit und Bindung, Individuum und Gemeinschaft, die ganze Skala der Antinomien ist hier anwendbar. Hesse wendet nun eine ungeheure Sorgfalt darauf, zu zeigen, wie diese zweite Melodie in Knecht zuerst leise, dann immer lauter tönt, bis er, auf der Höhe des Wirkens und des Ruhmes, um seine Entlassung aus Kastalien ersucht und — ohne Gewährung — Aufbruch und Reise auf sich nimmt. Wie der Schluß des Demian, so enttäuscht auch das Ende des Glasperlenspiels. Kaum hat Joseph Knecht der zweiten Melodie nachgegeben, ist er aus der geistigen Höhe von Kastalien in die Alltagswelt hinunter gestiegen, so ertrinkt er in den Fluten eines Bergsees. Wenn auch sein plötzlicher Tod dem jungen Menschen, dessen Erziehung er sich fortan widmen wollte, zur Aufforderung wird, sein Leben nun selbst in die Hand zu nehmen, so bleibt doch ein Gefühl des Unbefriedigtseins zurück. Erreichte Ziele, wie bei den Klassikern, gibt es bei Hesse nicht. Alles ist Stufe, alles ist Durchgang, alles ist Fluktuiieren zwischen zwei Polen. Die Gegensätze finden den Einklang nicht. Goethe, der Klassiker, — es sei wiederholt — hat den Glauben an die geeinte Zwienatur, den Zusammenfall der Gegensätze, die coincidentia oppositorum. Für

den Romantiker Hesse bleibt eine letzte Dissonanz zwischen zwei Welten.

Liebe Freundin! Es wäre verlockend, nun noch zu erzählen, wie Thomas Mann ein Leben lang sich mit der Antinomie Geist-Leben auseinandergesetzt hat, um, im Sinne seines Vorbildes Goethe, in letzter Reife einen Ausgleich zu finden. Ich möchte auch auf Jermias Gotthelf hinweisen, von dem sein Biograph Kurt Guggisberg sagt: «*An seinem Werk erkennen wir, wie unaufhebbar die Polarität zwischen dem biologisch-sinnlichen und dem geistig-sittlichen Leben ist, und gerade diese Einheit des lebendigen Gegensatzes verleiht seiner Dichtung die Dynamik, Frische und Vielgestaltigkeit echten Schöpfertums. Alles ist jedoch darauf ausgerichtet, diese Spannung nicht nur erträglich, sondern fruchtbar werden zu lassen.*»

Für Martin Buber, dessen dialogisches Leben in unserem Zusammenhang wenigstens erwähnt werden muß, ist «*alle Dichtung Gespräch, weil alle Dichtung Gestaltung einer Polarität ist*».

Mein Brief würde endlos, würde ich darzustellen suchen, wie jeder der kurz beschworenen Dichter seinen Beryll handhabt, seine coincidentia sucht. Dir als Rilke-Verehrerin seien seine Verse in Erinnerung gerufen:

«*Wer seines Lebens viele Widersinne
versöhnt und dankbar in ein Sinnbild faßt,
der drängt
die Lärmenden aus dem Palast,
wird anders festlich, und du bist der Gast,
den er an sanften Abenden empfängt,
Du bist der zweite seiner Einsamkeit,
die ruhige Mitte seinen Monologen;
und jeder Kreis, um dich gezogen,
spannt ihm den Zirkel aus der Zeit.*»

Seines Lebens Widersinne versöhnen und in ein Sinnbild fassen und damit aus der seelischen Mitte herausleben, wie Du das Wesen des Berylls so schön gedeutet hast, das gibt dem Leben eine gewisse Festlichkeit, eine innere Ruhe, gibt ihm Heiterkeit. Ein Dichter — ich finde nicht mehr heraus, ob es auch Rilke war, hat vom «*sainte loi du contraste*» gesprochen.

Liebes, genug für heute, wenn auch das Thema noch lange nicht erschöpft ist! Eines scheint mir wichtig: Was Cusanus — und mit ihm viele andere Philosophen wie Plato, Kant, Hegel — in strengem Denken auseinandergenommen und wieder vereinigt haben, die hier zitierten Dichter haben es in lebendige Form gebracht, künstlerisch gestaltet und rühren darum vielleicht stärker an unsere seelische Mitte. Aber schon Plato hat in seinem Symposium darauf hingewiesen, daß die Einheit nur im Eros zu finden sei. Auch die Dichter lehren uns, daß es zur Überwindung der Gegensätze, ja auch zur

Fruchtbarmachung der Spannung der Liebe bedarf, der hingebenden Liebe zum Hellen und zum Dunkel, zum Leben und zum Geist.

Dieses Wissen wird uns auch leiten, wenn wir in einem späteren Brief zeigen möchten, wie der Beryll auf dem weiten Felde der Erziehung und des Unterrichts sich auswirkt. Du sagst ja auch in Deinem kostbaren Briefe, weise vorausschauend: «*Allen, die am Erziehungswerk beteiligt sind, muß diese Erkenntnis zum Lichtblick werden.*» Bis dahin wünsche ich Dir besinnliche Stunden im Umgang mit Deinen und meinen geliebten Dichtern.

In alter und neuer Verbundenheit — und in Heiterkeit! Stets Deine
Helene Stucki

Ein neues Fibelwerk

Auf Beginn des Schuljahres hat der staatliche Lehrmittelverlag Bern drei neue Erstlesefibeln gleichzeitig herausgegeben: die ganzheitliche Märchenfibel «*Es war einmal*», die analytisch dargebotene Fibelgeschichte «*Edi*» und die synthetische Umwelt-Fibel «*WIR SIND ALLE DA*». Jede Fibel liegt vor in Form eines Mäppchens mit losen Blättern; die ganzheitliche und die analytische sind zusätzlich mit Wörter- und Bilderkärtchen ausgestattet, und für alle drei zeichnet als Verfasser-Team eine Arbeitsgemeinschaft von Berner Elementarlehrerinnen (Dora Bähler, Martha Beck, Verena Blaser, Hulda Brand, Barbara Brönnimann, Verena Glaus und Lydia Stupka), die sich in intensiver Arbeit mit den Fragen des ersten Leseunterrichts auseinandergesetzt haben.

Ihre Loyalität den einzelnen Methoden gegenüber bekundet die Arbeitsgemeinschaft ausdrücklich in dem gleichzeitig mit den Fibeln erschienenen gemeinsamen Kommentar, der ausführliche Vorschläge zur praktischen Durchführung jedes Lehrganges enthält. In einem kurzen Einführungskapitel dazu heißt es: «*Die drei vorliegenden Lehrgänge stehen unter einem gemeinsamen methodischen Grundgedanken: Alle gehen vom Ganzen zum Teil und benützen die gewonnenen Teile zur Wiederherstellung eines Ganzen. Sie sind also grundsätzlich analytisch oder analytisch-synthetisch ausgerichtet. Selbst im Lehrgang «WIR SIND ALLE DA», der mit der bewußten Betonung des einzelnen Buchstabens scheinbar synthetisch beginnt, erkennt das Kind die Einzelheiten immer aus einem Erlebnis- und Textganzen. Auch hier ist der Einzelbuchstabe Bestandteil eines Wortes und damit eines sinnvollen Ganzen...*

Loyalität bedeutet aber keineswegs Gleichgültigkeit den Methoden gegenüber. Man hat Respekt vor dem Andersdenkenden und erwartet dafür den gleichen Respekt des andern für die eigene Überzeugung. So ist es möglich, daß jede Methode unangefochten ihren eigenen Weg verfolgen kann ohne verwischende Konzessionen. Die Verschiedenheit der Lehrgänge wird schon auf dem Umschlag des Mäppchens sichtbar durch einen deutlichen Methodenvermerk, der in wenigen Worten das Vorgehen kennzeichnet. Für die Märchenfibel «*Es war einmal*», die kurze Texte nach fünf Grimm-Märchen enthält, lautet er: «*Leselehrgang ohne Hinweise auf das Ablösen der einzelnen Buchstaben (Groß- und Kleinbuchstaben)*»; für die analytische Fibel «*Edi*», die nach dem gleichnamigen SJW-Heft von Dora